

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22 $\frac{1}{2}$ Sor. (1 $\frac{1}{2}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Nicht pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Strasse Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 95.

Berlin, Mittwoch den 8. August

1838.

F r a n k r e i c h.

Frau von La Fayette.

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob die Frauen eine Berechtigung zu literarischen Arbeiten hätten, und ob Schriftstellerinnen nicht durch ihren Beruf die Grenzen der Weiblichkeit überschritten? Die beste Antwort darauf scheinen die Meisterwerke zu seyn, die in so großer Zahl aus weiblichen Händen hervorgegangen sind. Wenn aber von denjenigen Frauen die Rede ist, welche ihrem Geschlechte das Bürgerrecht in der literarischen Republik erkämpft haben, so darf Frau von Lafayette nicht vergessen werden. Die schlüpfrigen Erzählungen und mythischen Werke der Margarethe von Valois, die Dichtungen der Louise Labbé, die endlosen Romane der Scudery waren eben nur schwache Anfänge und keinesfalls geeignet, in der Frage von der geistigen Emancipation der Frauen einen Ausschlag zu geben. Mit Frau von La Fayette ist der Streit über die Befähigung derselben ein für allemal entschieden, denn sie hat dauernde Werke geliefert, wie sie nur eine weibliche Feder schreiben konnte, und wir finden bei ihr eigenthümliche Vorzüge, welche ganz außer dem Bereiche der männlichen Kraft liegen.

Marie-Madelaine Pioche de la Bergne wurde im Jahre 1633 geboren; ihr Vater, Anmar de Bergne, war Feldmarschall und Gouverneur von Havre-de-Grace; ihre Mutter, Maria de Péna, stammte aus einer alten Familie der Provence, in welcher die Neigung und die Befähigung zu allen geistigen Bestrebungen erblich zu seyn schienen. Die glücklichen Anlagen des Kindes wurden durch eine verständige und glänzende Erziehung, welche Menage und der Vater Kapin nach den Andeutungen des Vaters leiteten, rasch entwickelt. Fräulein von La Bergne erhielt schon in ihrer frühen Jugend Zutritt zu den Gesellschaften im Hotel Rambouillet, gerade zu derselben Zeit, in welcher der fünfzehnjährige Bossuet seine erste Predigt hielt. Bedenkt man nun, daß durch dieses Zusammentreffen das blaue Zimmer der Arthenice die Wiege der Beredsamkeit des Herzogs wie des Verstandes wurde, so wird man auch milder von diesen einst so berühmten Gesellschaften urtheilen und vielleicht die Verirrungen des Gefühls und die gespreizte Sprache, welche Molière in seinen „*précieuses ridicules*“ geißelte, auf Rechnung der Scudery setzen. Dem sey jedoch wie ihm wolle, die Gesellschaft, in der Voiture den Ton angab, machte immer eine vortreffliche Bildungsschule seyn; dem Fräulein von La Bergne kam jedenfalls der Besuch derselben trefflich zu Statten, und wenn auch emige Geziertheit dort herrschte, so enging sie doch der Ansteckung. Uebrigens hatte sie weit größere Gefahren zu bestehen; sie genoß den Unterricht von Menage, ohne den mindesten Anflug von Pedanterie zu erhalten; sie duldete seine Madrigale in allen möglichen Sprachen, ohne lächerlich zu werden; das war immer schon eine günstige Vorbedeutung. Bei dem Eifer, mit welchem sich Menage und der Vater Kapin des Unterrichts annahmen, machte Fräulein von La Bergne rasche Fortschritte. Ségrais berichtet, daß sie ihre beiden Lehrmeister nach dreimonatlichem Unterricht des Irrthums überführte, als dieselben sich nicht über die Stelle eines römischen Schriftstellers einigen konnten. Was hatte dieses Wunder bewirkt, die Methode des Lehrers oder die außerordentliche Begabung der Schülerin? Dieselbe war keinesweges auf ihre Kenntnisse stolz, und weit entfernt, damit zu prunken, ließ sie ihre klassischen Studien kaum errathen; man athmete den Duft ein, ohne die Blume zu sehen. Als sie einst auf eine Frage, die Huyghens an sie richtete, erwiederte, daß der Jambus ein umgekehrter Trochäus sey, erröthete sie über die Zerstreung, in welcher sie das Geheimniß ihrer metrischen Studien preisgegeben hatte. Uebrigens hatte sie eine entschiedene Vorliebe für die Dichter; sie schwelgte im Horaz und Virgil, während sie den prosaischen Schriftstellern kein Interesse abgewinnen konnte. Menage spielte den Sähen bei seiner Schülerin; da aber, wie ein Zeitgenosse bemerkt, seine Huldigungen niemals Jemanden Kopfschmerzen zugezogen haben, so war auch wohl für ein reines und zartfühlendes Herz nichts von denselben zu fürchten. Menage beschränkte sich auf den Ausdruck einer pedantischen Zuneigung, und Fräulein von La Bergne ließ die Madrigale, in welchen sie als Laverna besungen wurde, ruhig über sich ergehen. Der

Dichter bemerkte nicht, daß der Name, den er gewählt hatte, nicht sehr schmeichelhaft war, weil er der Göttin der Diebe angehört. Er wurde auf eine nicht sehr wohlwollende Weise in folgendem Lateinischen Epigramm an seinen Verstoß erinnert:

Lesbia nulla tibi, nulla est tibi dicta Corinna,
Carmine laudatur Cyathia nulla tuo;
Sed, cum doctorum compleret scriinia vatum,
Nil mirum si sit culta Laverna tibi.

Obgleich Fräulein von La Bergne das Hotel Rambouillet besuchte, so bekannte sie sich doch nicht zu den Theorien, welche hier über die Ehe gepredigt wurden. Ihr Freier wurde nicht der langen Probe unterworfen, welche Julie von Angennes Herrn von Montanier auferlegte, sondern er gewann sie rasch und gleichsam im Fluge. Als sie Herrn von La Fayette ihre Hand reichte, war sie zweiundzwanzig Jahre alt. Durch ihre Vermählung wurde sie Schwägerin der keuschen Geliebten Ludwig's XIII., welche, wie später Frau von La Vallière, die Schwächen ihrer Jugend durch die Flucht ins Kloster büßte. Herr von La Fayette war jedoch als Gemahl nicht viel mehr als eine Null für seine Frau, und nur einmal wird seiner in einem Briefe derselben gedacht, und auch bei dieser Gelegenheit erfährt man bloß, daß er noch nach einer achtzehnjährigen Ehe, und als seine Frau schon längst das Verhältniß mit dem Herzog von La Rochefoucauld eingegangen, bei derselben erschien. Dieser Ehemann, welcher wie ein Schatten auf einem hellen Grunde erscheint, ist nichtsdestoweniger der Vater zweier Söhne, von denen der Eine die kriegerische Laufbahn erwählte und der Andere sich dem geistlichen Stande widmete. Der Letztere ist nur durch die Gefälligkeit bekannt, mit der er die Manuskripte seiner Mutter verließ, ohne sie wieder einzufordern; mehrere derselben sind auf diese Weise verloren gegangen.

Frau von La Fayette trat in der Literatur zuerst mit der reizenden Novelle „*Mademoiselle de Montpensier*“ auf. Diese fällt ins Jahr 1662 und trifft so ziemlich mit Ségrais' erstem Auftreten im Hause der Frau von La Fayette zusammen. Derselbe war bei einer anderen Montpensier in Ungnade gefallen, weil er sich ihrer Grille, den Herzog von Lauzun zu heirathen, widersetzt hatte. Ségrais verlor nichts bei diesem Wechsel, und Frau von La Fayette gewann in ihm einen feineren Kunstrichter und einen verständigeren Führer, als Menage. Das Resultat dieser Vereinigung ist „*Zayde*“. Dieser Roman, welcher sich noch gewissermaßen an die alte Schule knüpft, obgleich darin schon ein höherer Schwung der Leidenschaft bemerkbar wird, erschien unter Ségrais' Namen. Anfangs blieb seine Vaterchaft unbestritten, aber später erfuhr man doch, daß er nichts weiter dazu gegeben hatte, als einige Winke in Betreff der Reihenfolge der Begebenheiten und des Stils. Als der Bischof von Avranches dem Romane seinen Brief an Ségrais über den Ursprung der Romane vorandrucken ließ, sagte Frau von La Fayette zu ihm: „Wir haben unsere Kinder vermählt.“ Um diese Zeit wurde auch Frau von La Fayette des vertrauteren Umganges der Herzogin von Orleans gewürdigt; sie war eine Zierde dieses feingebildeten und galanten Hofes, ohne doch dabei die Reinheit ihrer Sitten einzubüßen. Hier wurde sie zuerst auf den Herzog von La Rochefoucauld aufmerksam, und hier entstand die so berühmte und so räthselhafte Verbindung, welche nur durch den Tod gelöst wurde.

Die Geschichte dieser Neigung und das Entstehen der „*princesse de Cleves*“ sind zu eng mit einander verbunden, als daß man sie von einander sondern könnte. Frau von La Fayette schilderte sich selbst in der „*Zayde*“ wie in der „*princesse de Cleves*“; beide sind ein Bild ihres Herzens und ihres Seelenzustandes. „*Zayde*“ ist der Traum einer jugendlichen Phantasie, die „*princesse de Cleves*“ die idealisirte Geschichte wirklich erlebter Empfindungen. Um jedoch eine Deutung beider Werke versuchen zu können, ist es nöthig, einige Worte über das Verhältniß, in welchem die Verfasserin zum Herzog von La Rochefoucauld stand, voranzuschicken. Frau von La Fayette war bereits seit zehn Jahren verheirathet und hatte ihrem Gatten die Treue und so viel Platz in ihrem Herzen bewahrt, als derselbe auszufüllen vermochte, das heißt, sie liebte für ihn eine leidenschaftslose, aber hochachtungsvolle Freundschaft. Jetzt trat ihr der Herzog von La Rochefoucauld auf ihrem Lebenswege entgegen; er war ein vollendeter Hofmann, dessen Jugend in die Zeit der bürgerlichen

Kriege fiel und der sich nicht minderer Erfolge in der Liebe wie im Kriege rühmen konnte. Derselbe war empfänglich und feingebildet, aber strengen Sinnes, und noch nicht gänzlich von den Illusionen geheilt, gegen die er bald ankämpfte, bald sich ihnen wieder hingab. Frau von La Fayette verschmolz die Träume ihrer Jugend mit den Jugend-Erinnerungen des Herzogs von La Rochefoucauld, und ihr Verstand und das Andenken an eine frühere Zeit thaten das, was der Gewalt der Leidenschaft vor zehn Jahren nicht möglich gewesen wäre, wenn sie damals denjenigen gefunden hätte, der den Wünschen ihres Herzens entsprach. Hier tritt uns nun ein Räthsel entgegen, dessen verschiedenartige Lösung allein von dem Zarigefühl abhängig zu machen ist: verschenkte Frau von La Fayette nur ihr Herz? — Sainte-Beuve hat in der königlichen Bibliothek einen Brief derselben an die Marquise von Sablé aufgefunden; in diesem ersucht die Freundin des Herzogs von La Rochefoucauld die Marquise, dem jungen Herrn von Saint-Paul den Verdacht eines Liebesverhältnisses, zu dem er sich vielleicht veranlaßt finden könnte, zu benehmen. Sie verwahrt sich dagegen, aus Furcht, lächerlich zu scheinen, ohne die Bedenken der Tugend anzuführen. Dieser Brief entscheidet nichts, und man muß die Aufklärung dieses Zweifels wohl anderswo suchen. Vorzüglich kommt hierbei der Charakter der Frau von La Fayette in Betracht, wie sie denselben in ihren Schriften ausgeprägt hat, und die „princesse de Clèves“ scheint in der That ein den bösen Zungen eines verderbten Jahrhunderts hingeworfener Fehdehandschuh. Man kann kaum glauben, daß eine Frau, deren Betragen bis dahin musterhaft gewesen war, und welche den Kampf der triumphirenden Tugend gegen die Leidenschaft mit so vieler Wahrheit geschildert hatte, so leicht unterlegen sein würde; im entgegengesetzten Falle wäre die „princesse de Clèves“, diese so wahrhafte und so individuelle Schilderung der reinsten Empfindungen und einer heldenmüthigen Aufopferung, nichts Anderes, als eine Satire auf die Verfasserin, als die mahnende Stimme des aufgeregten Gewissens. Man kann sich übrigens auch recht gut die Reize eines keuschen und empfindsamen Verhältnisses und eine zärtliche, aber vorwurfsfreie Hingebung denken. Frau von La Fayette, welche ihre Jahre nicht mehr nach zwanzigen zählte, und welche die Liebe nicht mehr nach dem fünf- und zwanzigsten Jahre anerkennen wollte, konnte ohne Gefahr sich den Empfindungen hingeben, welche sie früher hatte in ihrer Brust verschließen müssen. Der Herzog von La Rochefoucauld bedauerte vielleicht, daß er so spät kam, aber seine Sehnsucht weckte nur seine Erinnerungen wieder, ohne ihn zu anderen Wünschen zu verleiten, und die Wunden seines Herzens vernarbten unter dem Zauber dieser spät sommersüchtigen Reizung. Frau von La Fayette bediente sich ihres Einflusses auf diesen edeln, aber vielfach verletzten Charakter nur, um denselben zu milderer Gesinnungen gegen die Menschen zu bekehren; sie ließ ihn in ihrem Herzen die Widerlegung der „Maximes“ lesen, und La Rochefoucauld vollendete ihre geistige Bildung und zügelte den Schwung ihrer Phantasie. Das war ein für beide Theile vortheilhafter Austausch, dessen Bilanz Frau von La Fayette sehr gut in folgenden eben so stolzen als bescheiden Worten angiebt: „Herr von La Rochefoucauld“, sagte sie, „hat meinen Geist gebildet und ich sein Herz umgewandelt.“

Aus dem Zusammenwirken des Geistes und des Herzens, aus der Verschmelzung wirklicher Erlebnisse und wahrscheinlicher Träume ist die „princesse de Clèves“ entstanden, dieser unachahmbare Roman, in welchem sich Wahrheit und Dichtung so schön die Hand bieten. In der Gestalt der Prinzessin von Cleve hat die Verfasserin sich selbst geschildert; sie hat die Begebenheiten ihres Lebens in die Vergangenheit versetzt, aber sie läßt ihre Personen auf einem ähnlichen Schauplatz auftreten. In der That erkennt man leicht den Hof Ludwig's XIV. in dem Heinrich's II.; es ist dieselbe Anmuth und gleichende Verderbnis. Die Herzogin von Valentinois, der mehr an ihrem Einflusse als an der Treue ihres königlichen Liebhabers liegt, ist Frau von Montespan; die junge Königin von Schottland, die geistreiche und galante Gemahlin Franz II. mit den sie umgebenden Schönegeistern und liebenswürdigen Frauen, ist unverkennbar die Herzogin von Dreux. Herr von La Fayette erscheint als Prinz von Cleve und Herr von La Rochefoucauld als Herr von Nemours. Die Charaktere und Personen sind zum Sprechen ähnlich, und im Ganzen und Großen treffen auch die Begebenheiten zu, nur daß Herr von La Fayette nicht, wie sein Abbild, stirbt, und daß Frau von La Fayette dem Herzoge nicht, wie die Prinzessin, entsagt; sie vergräbt sich nicht in die Einsamkeit, um die Gefühle ihres Herzens zu bekämpfen; sie handelte menschlicher und suchte ihre Neigungen mit ihren Pflichten in Uebereinstimmung zu bringen.

In literarischer Beziehung hat die „princesse de Clèves“ fast eine Revolution hervorgebracht; der Roman hörte jetzt auf, eine Verdrehung der Natur, der Geschichte und der Leidenschaft zu sein, und die Schilderungen erhielten ein wahreres und natürlicheres Colorit. Die Geschichte ist nur noch der Rahmen, in welchen die Begebenheiten gefaßt werden, und wirkliche Vorfälle wechseln mit erdichteten. Die Zeit der Handlung fällt in dem genannten Roman in die letzten Jahre der Regierung Heinrich's II. und erstreckt sich noch bis zu Franz II. Die bedeutendsten historischen Begebenheiten werden nach der Weise Walter Scott's mit aufgenommen, nur daß der Schilderung der Leidenschaften ein größerer Raum gestattet ist. Zwar sind die Sitten des siebzehnten Jahrhunderts auf das sechzehnte übertragen, und der Hof der Valois ist das getreue Abbild des Hofes der Bourbons, aber dieser Anachronismus ist am Ende nicht von großer Bedeutung. Der Erfolg der „princesse de Clèves“ war ganz unglaublich;

gleich nach ihrem Erscheinen wurde sie der Text aller Unterhaltungen, und an allen öffentlichen Orten besprach man sich über den neuen Roman. Fontenelle las denselben viermal hinter einander, und bald entspann sich ein hitziger Kampf zwischen den Lobpreisern und Gegnern desselben. In einem Briefe von Buffon's Rabutin an Frau von Sévigné findet sich Alles zusammengefaßt, was man gegen denselben einwendete. Als die Prinzessin ihre Leidenschaft nicht mehr verbergen kann und dieselbe nicht länger zu bekämpfen im Stande ist, entschließt sie sich, ihrem Manne ihren Herzenszustand zu bekennen, weil sie von diesem Schritte allein Rettung erwartete. Diese Kraftanstrengung einer verzweifelnden Tugend mochte einem Manne, wie Buffon's Rabutin, allerdings sehr bestreudend erscheinen, und er mußte ein solches Benehmen für überspannt halten. „Eine Frau“, sagt derselbe, „bekennt selten, daß sie geliebt wird, aber nie, daß sie Jemand außer ihrem Manne liebt. Uebrigens ist es unwahrscheinlich, daß eine leidenschaftliche Liebe und die Tugend sich lange das Gleichgewicht halten.“ Die heroische Standhaftigkeit der Prinzessin nach dem Verluste ihres Mannes begreift Rabutin eben so wenig. „Wenn dieser Kampf der Liebe und der Tugend gegen alle Wahrscheinlichkeit in ihrem Herzen bis zum Tode ihres Mannes dauerte, so mußte sie dann wenigstens entzückt seyn, beide in Uebereinstimmung bringen zu können; dann mußte sie einen Mann ihres Standes, welcher der hübscheste Kavalier seiner Zeit war, heirathen.“

Zur Rechtfertigung des Geständnisses der Prinzessin von Cleve schrieb Frau von La Fayette die „Comtesse de Tende“, eine ruhrende und leidenschaftliche Novelle, in welcher eine Frau, die der Liebe Alles geopfert hat, sich genöthigt sieht, ihr Geheimniß demjenigen anzuvertrauen, den sie beleidigt hat, wenn sie der Schande entgehen will. Außerdem besitzen wir noch von derselben Verfasserin die „Memoires de la Cour de France“, welche sich über die Jahre 1688 und 1689 verbreiten, und „l'histoire d'Henriette d'Angleterre“. Der Tod des Herzogs von La Rochefoucauld brach auch das Herz der Frau von La Fayette; die Schilderung ihrer Verzweiflung muß man bei Frau von Sévigné suchen. Sie überlebte ihren Freund um zehn Jahre, und ohne jemals Trost zu suchen. Ihr Schmerz war der Inhalt ihres Lebens; diesen bewahrte sie wie einen Schatz bis zu dem Augenblick, wo sich ihr das Grab öffnete. Sie starb in ihrem sechzigsten Jahre. (R. d. P.)

Bibliographie.

- Pétition aux deux chambres législatives de France sur la barbarie des Chemins de Fer et sur la réforme scientifique de la locomotion. — Von S. Broussé. 4.
L'homme de lettres. — Von Fr. Souffé. 3. Abt. 224 Nr.
L'art considéré comme le symbole de l'état social, ou Tableau historique et synoptique du développement des beaux-arts en France. — Von Louis Dussier.
Collection de portraits des contemporains, d'après les médaillons de P. J. David, d'Angers. Procédé d'Archie Colloc. — Hg. 1. Preis jeder Hg. mit 12 Bildnissen und Text. 9 Kr.
Histoire du moyen-âge. — Von Victor Boreau. 2 Bde. 41 Kr.
Dissertation sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire. — Von P. L. Jacob.

S ü d - A m e r i k a.

Ein authentischer Beitrag zu dem Leben Bolivar's.

(Fortsetzung.)

Rodriguez feste sich zu mir und sprach mit jener herzzugewinnenden Freundlichkeit, die er mir in den drückendsten Lagen meines Lebens bezeugt hatte. Er überhäufte mich mit zärtlichen Vorwürfen, daß ich mich dem Tode muthwillig in die Arme wüßte und ihn auf halbem Wege allein zurückließe; er machte mir begreiflich, daß das Leben dem Menschen noch andere Güter als Liebe biete, daß man durch die Wissenschaften oder durch politische Carriere glücklich werden könne. Sie wissen, wie überzeugend der Mann sprechen kann, er dürfte dreist sophistische und absurde Behauptungen aufstellen und würde unsere Vernunft durch seine hinreißende Beredsamkeit gefangen nehmen. Er überzeugte mich wie immer, wenn er wollte. Das Gespräch hatte wohlthätig auf mich gewirkt, er hörte für jetzt auf, ließ es aber am folgenden Tage an ähnlichen Ermunterungen nicht fehlen. Als Rodriguez in der nächsten Nacht mir enthusiastisch vor Augen stellte, was ich Schönes und Großes, entweder für die Wissenschaft oder für die Freiheit der Völker, zu leisten im Stande wäre, erwiederte ich ihm: Ohne Zweifel fühle ich es gleich Ihnen, wie ich die glänzenden Laufbahnen betreten könnte, welche Sie vor meinen Füßen aufstehen, aber dazu müßte ich reich seyn; ohne Reichthum, das Mittel des Vollbringens, gelangt man nicht ans Ziel, und ich bin — reich! nein, arm und dürftig, krank und entmüthigt. Rodriguez, laß mich sterben. Und ich streckte stehend meine Hände nach ihm aus, mich in Frieden in die Gruft steigen zu lassen. In Rodriguez' Gesicht zeigte sich eine plötzliche Umwandlung; ungewiß, kämpfend stand er einen Augenblick wie ein Mensch, der nicht weiß, welchen Weg er einschlagen soll. Plötzlich wendet er Augen und Hände zum Himmel und raft mit begeisterter Stimme: „Gott sey Dank, er ist gerettet!“ Er trat näher, nahm meine schlaffen Hände in die seinigen, welche zitterten und von Schweiß triefen, und sprach mit einem Tone, den ich an ihm nicht kannte: „Also, mein Freund, wenn Du reich wärest, wollest Du leben? Rede, antworte!“ Bestürzt, ohne zu wissen, was das heißen sollte, antwortete ich: „Ja.“ — „Wohlan“, rief er, „wir sind gerettet; so dient

das Metall doch zu etwas, vermag doch Gold ein Menschen-Leben zu retten. Höre, Simon Bolivar, Du bist begütert, bist Besitzer von vier Millionen." Wie reich auch meine Muttersprache, die Spanische ist, die Gefühle und Empfindungen nach ihren verschiedenen Graden wiederzugeben, sie ist zu arm und ohnmächtig, den Eindruck zu schildern, welchen seine Worte auf mich machten. Die Menschen erfahren selten dergleichen Erschütterungen, darum entsprechen auch ihre gemeinen Worte den gemeinen Gefühlen dieser Welt; was ich empfand, war übermenschlich; ich staune noch jetzt, daß mein geschwächter Bau dem elektrischen Schläge hat widerstehen können. Ich höre auf; die Erinnerungen, die ich jetzt herauf beschwören will, beengen mir das Herz; ein zweiter oder vielmehr ein tausendster Salomon, klage ich nach dem Genuße über die Eitelkeit des vergänglichsten Weisens und die getäuschten Erwartungen, welche die Schätze nicht befriedigt haben. Ich höre auf; denn ich bin in Schweiß gebadet und so müde, wie ich nach der beschwerlichsten Fußreise mit Rodriguez mich nicht gefühlt habe, ich muß ein Bad nehmen. Nach Tische hole ich Sie ins Theater ab, aber Sie müssen mir versprechen, keine Frage an mich zu richten, ich dagegen will den angefangenen Brief noch heute Abend fortsetzen . . .

Rodriguez hatte mich nicht zum Besten gehabt, ich war ein Millionair. Dieser abnorme Mensch, ohne Ordnung in seinen eigenen Angelegenheiten, der allenthalben Schulden machte, keinem Menschen bezahlte und oft an dem Nothwendigsten Mangel litt, — er wußte das Vermögen, welches mein Vater mir hinterlassen hatte, mit eben so vielem Erfolge als Rechtschaffenheit zu verwalten und um das Dreifache zu vermehren. Während der acht Jahre, daß ich unter seiner Vormundschaft lebte, hatte er für mich nur 28,000 Franken ausgegeben, offenbar, indem er selbst dabei zusehte. Allerdings war die Art, wie wir reisten, höchst ökonomisch; es gab keine ellenlange Schneider-Rechnungen zu bezahlen, und auch die Kosten für meinen Unterricht waren höchst gering zu nennen, da er selbst die Universal-Professur für alle Fächer bei mir bekleidete. — Rodriguez dachte in mir die Leidenschaft für Eroberungen auf dem Gebiete des Selbstes geweckt zu haben, die meine Sinne gefangen nehmen und als unumschränkte Gebieterin mich beherrschen würde. Erschreckt durch die Gewalt der ersten Liebe über mein jugendliches Herz und den darauf folgenden tiefen Schmerz, der mich an den Rand des Grabes brachte, schmeichelte er sich, daß mit den Mitteln, auf Entdeckungen in derselben auszugehen, meine alte Neigung zu den Wissenschaften einen neuen Aufschwung nehmen und der Rahm der einzigen Abgott aller meiner Gedanken seyn sollte. Aber der vorsichtige Rodriguez beirrog sich in seiner Rechnung, indem er an mich den Maßstab seines eigenen Charakters legte. Ich war 21 Jahr alt; lange konnte er mir meine Glücksumstände nicht verheimlichen, aber er würde mich nach und nach darin eingeweicht haben, das glaube ich sicher, wenn die Gewalt der Umstände ihn nicht zu dieser plötzlichen Entdeckung hingerissen hätte. Ich fühlte niemals einen besonderen Wunsch nach Schätzen, sie hatten sich mir, ohne daß ich sie suchte, von selbst angeboten, lockten mit ihrem verführerischen Schein, dem ich nicht widerstehen konnte, und machten mich zum Sklaven ihrer Reize. So lenkte auch mein Geschick der Zufall, dem wir Alle anheimfallen, den ich für den einzigen Gott im Weltall erkenne, für den Urheber unserer Tugenden und Laster. Wenn dieser Zufall mir nicht ein unermessliches Vermögen in den Weg geworfen hätte, wäre ich ein eifriger Jünger der Wissenschaft, enthusiastischer Verehrer der Freiheit und der Ruhm mein einziges Ideal geworden, das höchste Ziel meines Lebens. Doch hat der Sinnengenuss mich nicht für immer gefesselt, der Rausch war nicht von langer Dauer, die Ueberfärbung ist früh erfolgt. Sie behaupten, daß ich weniger auf Genuß als auf Luxus halte; ich glaube darum, weil der Luxus sich mit einem falschen Scheine des Ruhmes brüstet.

Sie können denken, daß Rodriguez mit der Anwendung meines Vermögens keine große Zufriedenheit bezeugte; er konnte zwar begreifen, wie man es auf physikalische Instrumente und chemische Mixturen verschwendete, aber meine leichtfertigen Ausgaben auf Vergnügungen und Frivolitäten, wie er es nannte, gingen über seinen Horizont und zogen mir seinen unaufhörlichen Tadel zu. Da — ich habe kaum das Herz, es Ihnen zu gestehen — da wurden seine Erinnerungen mir lästig, und um ihnen zu entgehen, verließ ich Wien und begab mich nach London, wo ich in drei Monaten 150,000 Franken ausgab. Eben so führte ich in Madrid, das ich dann besuchte, ein wahrhaft fürstliches Geseßze und ein ähnliches in Lissabon. Ueberall stellte ich meinen Luxus zur Schau und warf mit dem Golde umher, um meine Vergnügungssucht oder richtiger meine falschen Begriffe von Ehre zu befriedigen. Ueberdrüssig aller großen Residenzen, in denen ich mich bisher aufgehalten, ging ich nach Paris, in der Hoffnung, zu finden, was mir bisher nirgends gelungen: eine meinen Reigungen und Bedürfnissen entsprechende Lebensart; aber, Theresie, ich bin nicht ein Mensch nach dem Alltagsleisen, kann die quälende Unruhe, die mich nirgends lange rasten läßt, auch hier nicht bannen. Noch bin ich nicht drei Wochen hier und fühle schon die tödtlichste Langeweile. — Hier haben Sie die Geschichte meiner jüngsten Vergangenheit. Was die Gegenwart betrifft, so ist sie für mich nicht vorhanden; ich fühle eine vollkommene Leere in meinem Innern, aus der nicht ein einziger Wunsch Kraft hat, sich zu erheben, und die keine Spur in meinem Gedächtniß zurücklassen kann. Es wird die Wüste in meinem Leben seyn. Den leisesten Einfall, der meinem Kopfe entkeimt, halte ich für einen dringenden Wunsch, aber kaum ist er befriedigt, wird er ein Gegen-

stand meiner Abneigung. Sollte der Zufall mit seinen sonderbaren Spielen das erstorbene Leben in meine Seele zurückrufen? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß, wenn dies nicht geschieht, ich in den Zustand der Abzehrung verfallte, aus dem mich Rodriguez durch die Eröffnung seiner vier Millionen gezogen hat. Glauben Sie indeß nicht, daß ich mich mit Fragen über die Zukunft quäle; ich halte den für einen Thoren, der sich in leeren Vermuthungen erschöpft; wie wollte er auch die Dinge seiner Berechnung unterwerfen, deren Data ihm nicht bekannt sind; dann würde er mehr als die crankteste der Wissenschaften, die Mathematik, leisten wollen, die nur aus gegebenen, vorliegenden Größen ihre Resultate findet. — Welches Urtheil habe ich von Ihnen zu erwarten? Antworten Sie mit Freimuth, zwar wird es ohne Erfolg seyn, denn es giebt wenige Menschen, die nicht unverbesserlich sind — aber wie es immer gut ist, sich selbst zu kennen und zu wissen, was man von sich zu halten habe, so rechne ich es mir für ein großes Glück an, wenn ich einmal auf einen Freund stoße, der mir in dem Spiegel der Wahrheit meine Gestalt vor Augen führt. Adieu, ich sehe Sie morgen bei Tische.

Simon Bolivar."

(Schluß folgt.)

Spanien.

Die schwimmenden Batterien *).

Die Nachricht von den furchtbaren Rüstungen Spaniens zur Wiedereroberung von Gibraltar hatte England im Jahre 1782 erreicht; allein man ahnete nichts von ihrer Ausdehnung, man erfahrt nicht, daß sie ihrer Natur und ihrem Umfange nach Alles überboten, was bisher von einer Europäischen Macht Derartiges unternommen war. Die ungeheuren schwimmenden Batterien, die man durch ihren Bau gegen die Verletzungen der Geschütze gesichert glaubte, die mit Röhren, vermittelst deren das Wasser durch Pumpen in Strömen herbeigeschafft werden konnte, versetzen und damit auch gegen die Flammen geschützt schienen (so daß man die Wirkungen der Englischen Brandgeschütze für vereitelt hielt, deren sich die Garnison von Gibraltar bisher bedient hatte, um die Blockade-Schiffe und Böte in Feuer zu setzen) — alle diese Vorbereitungen schienen der Spanischen Regierung gelungen. Man gab sich der Hoffnung hin, daß diese neuen Maschinen, die man der Erfindung und Berechnung eines talentvollen Franzosen verdankte, weder in Brand geschossen, noch sonst zum Versinken gebracht werden würden, daß nunmehr die Zerstörung und Eroberung der Beste unvermeidlich seyn müßten.

Nichtsdestoweniger sollten auch diese Maschinen zu Schanden gemacht werden — durch die Tüchtigkeit und Ausdauer, durch die eben so entschiedene als muthvolle Tapferkeit des General Elliot und seiner Garnison, die von einer unter dem Befehle des Capitain Curtis stehenden See-Brigade unterstützt wurde.

Das Britische Ministerium, obgleich keinesweges von der Größe dieser Gefahr genau in Kenntniß gesetzt, erhielt doch einige Nachricht davon, daß man sich zu einem neuen Versuche entschlossen hätte, Gibraltar mit einer kombinierten Französisch-Spanischen Flotte durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen. Man blieb aber mit der wirklichen Stärke dieser Flotte unbekannt und hielt sie auch, als sie später auf der See erschienen war, für zu unbedeutend. Inzwischen war die höchste Zeit zur Anordnung von Gegenmaßregeln herbeigekommen; Lord Howe wurde mit der aus 21 Linien-Schiffen und 4 Fregatten bestehenden Kanal-Flotte zur Unterstützung der tapferen Garnison von Gibraltar abgeschickt. Das Englische Volk erkannte vollkommen die Wichtigkeit dieses Plazes; es achtete ihn den glänzendsten Juwelen seiner Krone gleich.

Der Angriff der schwimmenden Batterien wurde durch die gewisse Nachricht, daß eine Britische Flotte unter dem Kommando des Lord Howe zum Entsatze der Festung unterwegs sey, noch möglichst beschleunigt. In der Absicht, ihr zuvorzukommen, wurde der Admiral Don Luis von Cordova mit der unter seinen Befehlen stehenden vereinigten Flotte abgefertigt, um den Hauptangriff auf Gibraltar zu unterstützen, den Entsatz zu vereiteln und die Britische Flotte, sobald sie sich zeigen würde, zu einer Seeschlacht zu nöthigen. Mit der Eroberung dieser Beste würde den Spaniern und Franzosen die unbedingte Herrschaft auf dem ganzen Mitteländischen Meere in die Hände gefallen, mit ihr würde der gesammte Englische Einfluß innerhalb der Säulen des Herkules augenblicklich vernichtet und durch diesen Verlust dem Englischen National-Gefühl und der Ehre Großbritanniens ein unheilbarer Schlag zugefügt worden seyn.

Obgleich wir von der denkwürdigen Begebenheit dieser Belagerung Gibraltars die ausführliche und sehr interessante Erzäh-

* Aus John Barrow's Leben des Admirals der Flotte und Generals der See-Struppen, Grazen Howe, London, 1833, einem nicht bloß als Biographie, sondern auch als Vortrage zur Geschichte seiner Zeit, besonders des Seewesens, beachtungswerthen Werke. Der Verfasser hat mehr als 40 handschriftliche und druckweise veranlassete Erzählungen von Howe, viele Briefe verschiedener hochachtbarer Personen (u. S. Lord Chatham's) an ihn, und von Howe selbst während seiner Expeditionen gesammelte Nachrichten benutzt. König Wilhelm IV., der sich für den Helden und die Geschichte seiner Thaten noch aus seiner früheren Laufbahn her interessirte, münzte noch wenige Tage vor dem Anzuge seiner letzten Krankheit den Verfasser auf eine eben so ansehnliche als schmeichelhafte Weise zu diesem Werke auf; er theilte ihm einige wenige bekannte Thatsachen mit und empfahl einen recht geordneten und sorgfältigen Gebrauch derselben.

lung des Obersten Drinkwater *) besitzen, dürfte es dennoch nicht unangemessen erscheinen, wenn wir aus dem Manuskripte eines Italiänischen Offiziers, der sich in Spanischen Kriegsdiensten am Bord der Vereinigten Flotte befand, einen kurzen Abriss der der Ankauf des Lord Howe vorangehenden Ereignisse beibringen **).

„Am Morgen des 13. September 1782 segelten die schwimmenden Batterien mit günstigem Winde gegen Gibraltar heran; während unsere Batterien von der Landseite ihr Feuer auf die Garnison verdoppelt hatten, waren jene um 7 Uhr zum Angriff geordnet. Um 9 Uhr hatten sich die schwimmenden Batterien den Wällen auf Kanonenschußweite genähert, als die Englische Besatzung ein fürchterliches Feuer auf sie eröffnete. Die Befehlshaber ließen sich indessen nicht irre machen, sie rangirten sich in kurzer Zeit in eine Linie, so daß sie auch ihrerseits das Feuer von allen Seiten zusammen eröffnen konnten.“ (Sie waren, sagt Drinkwater, in wenig mehr als 10 Minuten vollständig geankert.)

„Sie richteten ihr Feuer zunächst gegen die Festungswerke Old Mole und gegen die Südbastion; die kalte und unverzagte Entschlossenheit beim Beginne des Angriffs ließ uns die lebhaftesten Hoffnungen auf einen gewissen glücklichen Erfolg fassen. Die Construction der schwimmenden Batterien war, daß der Schuß, welcher durch die Seitenwände oder durch das Dach schlug, zugleich eine Wasserrohre durchdringen mußte, die dann auf der Stelle eine Menge Wassers zur Löschung des etwa dadurch entstandenen Feuers geben sollte. Allein diese Hoffnung wurde getauscht. Von 9 bis 2 Uhr hielten sie ein gut gerichtetes Feuer aus, ohne bedeutenden Schaden zu nehmen. Allein unsere anfängs so gewissen Hoffnungen auf endliches Selingen schwanden immer mehr, als um 2 Uhr die von dem Prinzen von Nassau kommandirte schwimmende Batterie (an deren Bord sich der Erfinder dieser Maschinen befand) plötzlich an der nach der Garnison zu gerichteten Seite zu dampfen anfing und nach allen Seiten hin die Furcht verbreitete, sie möge Feuer gefaßt haben. Wir feuerten indes unverdrossen fort, bis wir sahen, daß die Verschanzungen Schaden nahmen; allein um 7 Uhr schwand alle unsere Hoffnung. Da hörte das Feuer seitens der schwimmenden Batterien auf; es stiegen statt dessen Raketen als Signale der Verzweiflung auf. Die Feuerkugeln der Garnison wirkten um diese Zeit mit so gutem Erfolge, daß wir nur noch auf die Rettung der Schiffsmannschaft bedacht und daß die Böte von der vereinigten Flotte augenblicklich zu diesem Zwecke ausgesandt waren.“

„Kurz nach Mitternacht ging die Batterie, welche zuerst Anzeichen der Entzündung gegeben hatte, in Flammen auf, indem man vom Felsen aus in grausamer Nachsicht das Feuer auf sie verstärkte hatte. Das durch diese Feuersbrunst erzeugte Licht glich dem hellen Tage und setzte die mit dem Ratten der Schiffsmannschaft beschäftigten Böte dem Feuer der Feinde sichtbar aus.“ (Drinkwater erzählt: Das von allen Seiten durch Flammen geweckte Licht setzte unsere Artillerie in den Stand, ihre Kanonen äußerst genau zu richten; der mit seinen Umgebungen im hellsten Glanze liegende Felsen bildete unter dem beständigen Blitzen unserer Kanonen eine aus Erhabenheit und Schauer gemischte Scene.) „Im Laufe der Nacht entdeckte man bald an dieser, bald an jener Batterie, daß sie Feuer gefangen habe; sie befanden sich so nahe an den Wällen, daß die Kugeln volle drei Fuß tief eindrangen, was indes keinen augenblicklichen Erfolg hatte, da die aus grünem Bauholz verfertigten festen Stämme sich sogleich wieder schlossen und keine Luft zuließen. Allein um fünf Uhr Morgens flog eine von ihnen mit einer großen Explosion auf; von ihrer Mannschaft verlassen, wurden sie nun an der Vorder- und Hinterseite vom Feuer angegriffen; Manche von der Mannschaft dankten den Anstrengungen der Engländer die Rettung ihres Lebens. Als die Englischen Böte eine von diesen Batterien zum Hafendamme schleppten, weil sie dieselbe frei vom Feuer glaubten, flog sie da ebenfalls auf.“

„In diesen entsetzlichen Augenblicken zeigte sich der Englische Nationalcharakter bei der Rettung dieser mit der äußersten Verzweiflung ringenden Mitmenschen in seinem schönsten Lichte; ja, er kann sich nie in höherem Glanze gezeigt haben. Der Brigadier Curtis war mit seinen tapferen Leuten nahe bei der schwimmenden Batterie, als sie aufflog; während der Explosion wurde er in eine ungeheure Wolke von Feuer und Rauch eingehüllt; Massen brennenden Holzes flogen umher, so daß dadurch der Führer des Bootes getödtet, Mehrere verwundet wurden. Einer von diesen Balken drang durch den Boden der Pinasse ***); das Boot konnte nur dadurch vor dem gänzlichen Untergange gerettet werden, daß die Matrosen ihre Jacken in die Öffnungen und Ritze stopften. Eben so wurden auch alle andere Böte gleichfalls ausgesetzt, um von den Trümmern der vernichteten Schiffe und unter den verstümmelten Skeletten der Todten die noch lebenden Verwundeten zu holen und von den dampfenden in der See umhergetriebenen Blöcken Unglückliche zu retten, die des

*) Dieses interessante Werk führt den Titel: A history of the late Siege of Gibraltar with a description and an account of the garrison from the earliest period. London, 1786. 4.

**) Dieser Bericht befand sich unter den Papieren des verstorbenen Sir Evan Newen, dessen Sohn ihn dem Capitain Brenton zuschickte, der dann so gültig war, ihn dem Verfasser mitzutheilen, obgleich er selbst davon Gebrauch zu machen gedacht hatte.

***). Eine Cloop auf Englischen Kriegsschiffen, welche zur Bequemlichkeit der Offiziere des Oberstabes dient.

Lebens noch nicht beraubt waren. „Alle Anstrengungen der See-Brigade ungeachtet“, sagt Drinkwater, „konnten dennoch einige unglückliche Schlachtopfer von den brennenden Schiffen nicht gerettet werden. Diese Scenen waren nicht weniger ergreifend und erschütternd, als die Hitze der Feindseligkeiten beim Angriffe schrecklich gewesen war. Da hörte man Männer mitten aus den Flammen um Hülfe und Erbarmen rufen; Andere am Bord solcher Schiffe, auf denen das Feuer noch weniger um sich gegriffen hatte, steheten in den ausdrucksvollsten Stellungen und Gebärdenzeichen um Rettung; während Andere gleich heftig von den Gefahren des entgegengesetzten Elements bedrängt wurden, indem sie sich den verschiedenen Theilen des Wracks auf den Zufall hin anvertraut hatten, daß ein günstiges Geschick sie damit aus Land treiben möchte.“

Damit war nun auch die letzte an den guten Erfolg dieser schreckensvollen Maschinen geknüppte Hoffnung zu Grabe getragen; mit der gänzlichen Zerstörung der schwimmenden Batterien war der Verlust von 400 Mann und 150 schweren Kanonen verbunden. Capitain Curtis schätzt allein die auf die Ausrüstung jener Fahrzeuge verwandte Summe auf 150,000 Pfd. Sterl.

Mannigfaltiges.

— Herr von Lamartine. Die Urtheile, die man in Frankreich über Lamartine's neueste große Dichtung „der Fall eines Engels“ (La Chute d'un Ange) gefällt, waren und sind noch so verschieden, daß im Auslande schwer zu entscheiden ist, ob der berühmte Dichter seinen Ruhm in der Heimath dadurch vergrößert oder geschmälert habe. Während auf der einen Seite die überaus vernachlässigte äußere Form, die vielen schlechten Reime und manche unsinnhafte Neuerungen in der Sprache mit großer Strenge gerügt werden, wird auf der anderen die lähne Phantasie, die mit Lord Byron und Thomas Moore, von denen bekanntlich ein ähnlicher Stoff behandelt wurde, in die Schranken getreten, und der Reichthum der Charakteristik bewundert, mit welchem besonders zwei Gestalten des neuen Epos, Daidha und Cedar, ausgestattet sind. Als Maßstab für das Interesse, das die Dichtung in Frankreich erregt, darf wohl gelten, daß rasch hinter einander in Paris vier Auflagen davon erschienen. Daß dieses Interesse sich wirklich an die Tendenz knüpfe, die man jetzt von einigen Seiten dem Herrn von Lamartine unterschiebt, möchten wir kaum für begründet halten. Es wird nämlich behauptet, daß der Dichter der „Meditationen“ und der „Harmonieen“ schon in seinem „Jocelyn“ eine Hinneigung zu religiös-socialen Reformen kundgegeben und diese noch mehr in seiner neueren Dichtung sich ausspreche. Lamartine, der im Jocelyn, der im dunkeln Seite des Priester Edibats dargestellt, hat seinen Ideen, freilich in symbolischem Gewande, eine noch mächtigere Entwicklung gegeben, indem er sogar einen Engel aus Liebe zu einer Sterblichen den Himmel für die Erde vertauschen läßt. Der Gedanke des Dichters, sagen einige Französische Kritiker, kann freilich jetzt nur noch von Wenigen in Frankreich begriffen werden, aber wie alle begabtere Geister, ist er der Verkünder der Zukunft und bald wird man auch in seinem Vaterlande den Namen des Mannes wieder feiern, der jetzt, weil er noch nicht verstanden wird, manchen Hohn geduldig ertragen muß.

— Frauen-Zeitung aus London. Mistres Somerville, die berühmte Verfasserin des gelehrten und mit großem Beifall aufgenommenen Werkes über den Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften, ist die Gattin des Oberarztes im großen Invalidenhaus von Chelsea bei London, wo sie auch in stiller Zurückgezogenheit lebt und sich mit den Vorbereitungen zur Herausgabe eines neuen Werkes beschäftigt. — Mistres Hall's Irische Skizzen („Licht und Schattenseiten des Lebens in Irland“), von denen bereits in früheren Jahrgängen unseres Magazins Einzelnes mitgetheilt worden, sind jetzt gesammelt erschienen und haben der Verfasserin in der Darstellung des eigenthümlichen, mit der Englischen Lebensweise so sehr kontrastirenden Treibens in Irland einen ehrenvollen Platz neben ihren Landsleuten Banim und Lady Morgan gesichert. Sie ist jetzt im Begriffe, ähnliche Skizzen über einzelne von Fremden sonst wenig besuchte Französische Departements herauszugeben. — In dem Buche, das Madame Lussaud, geborne Curtis, die Besitzerin eines großen Wachsfabrikanten-Kabinetts in London, über die Französische Revolution von 1789 herausgegeben hat, wird behauptet, daß Madame Kleber, die Witwe des berühmten Französischen Generals, in der Englischen Hauptstadt lebe, wo sie sich kümmerlich vom Unterricht in der Französischen und Deutschen Sprache ernähre. — Eine beliebte Schauspielerin beim Haymarket-Theater in London heißt Mlle. Celeste, ist eine geborene Französin und macht, außerdem daß sie schön und tugendhaft ist, besonders durch ihre allerliebste Französische und, genau betrachtet, sehr schlechte Aussprache des Englischen großes Glück. Das Gefallen an der fremdartigen Pronunciation dehnt sich sogar bis nach Nord-Amerika aus; denn auch dort hat Mlle. Celeste schon Gastrollen gegeben und mit großem Beifall sehr ansehnliche Einnahmen geerntet. Nächstens denkt sie wieder dorthin zu reisen, und da sie neben ihren anderen Tugenden auch die der Sparsamkeit besitzt, so wird sie sich wohl bald ein Landgut kaufen und zur Ruhe setzen können.